

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Karlsruher Tagblatt. 1843-1937 1927

18.12.1927 (No. 51)

Die Pyramide Wochenschrift zum Karlsruher Tagblatt

16. Jahrg. No 51



18. Dez. 1927

K. Preisendanz / Antike Uebersetzungsliteratur

Fast könnte man von einer Uebersetzung mit Antike reden, betrachtet man den Stoß von Uebersetzungen aus dem Griechischen und Lateinischen, der sich in den letzten Wochen vor mir angesammelt hat. Aber das ist ja nicht Unterhaltungsliteratur im gewöhnlichen Sinn. Vielmehr enthält jedes dieser Bücher Tausende von Befruchtungskeimen für unsere eigene Geisteskultur. Fast jede neue Generation braucht neue Uebersetzungen; der Wandel der literarischen Sprache, die Fortschritte der Wissenschaft, die Ansprüche der Buchkultur scheinen sie zu erfordern, auch wenn es sich dann oft nur um mehr oder weniger geschickt verkappte Uebersetzungen älterer Uebersetzungen handelt. Aber es fehlt auch hier nicht durchaus an vollendeten Neuschöpfungen, die alle Nachschöpfungen weit hinter sich lassen.

Gleich das erste Buch, das ich herausgreife, weil es sich so hübsch handlich und elegant anfühlt, gehört zu diesen Kostbarkeiten. Ein Stammwerk der Weltliteratur, ein Roman aus 17 Novellen, gefüllt mit tollem Spul und Abenteuer, bar aller Langeweile, ein einziges Amüsament zwischen Alpha und Omega, das ist des afrikanischen Advokaten Apuleius literarisches Hauptwerk, die 11 Bücher „Verwandlungen“. Sie haben das ehrwürdige Alter von 19 Saecula erreichen müssen, um endlich auch eine gute Verdeutschung zu bekommen. Zwar hat schon Anno 1538 der Würzburgische Bischoff Secretarius Johan Sieder sich dran gewagt, „ein schön lieblich auch kurzweilig Gedichte Lucii Apuleii von ainem Gulden Esel“ mit „schönen Figuren zugericht, grundlich verdeutsch“ herauszubringen, auch hat Aug. Kober 1783 dem „Goldnen Esel“ mit so viel Schweiß und so sehr con amore eine Uebersetzung geschenkt, daß er gesteht, ebenso schwer einen neuen Roman zur Welt bringen zu können (und diese nicht unlesbare Ausgabe hat 1922 die 7. Aufl. erlebt) . . . aber um die Absicht des Autors zu erreichen: die Leserohren aufs angenehmste zu kitzeln, sie nicht mit diesen Mißgeschickten Novellen zu langweilen, das hat doch erst Albrecht Schäffer zuwegegebracht mit seiner dem Original glatt ebenbürtigen Neuschöpfung, einem formal verblüffenden, stilistisch raffinierten und sprachlich höchst erfindertischen Umgang aller Typen in modernster Lettern, einer literarisch-künstlerisch bodenständigen Leistung ersten Ranges. Die Künsteleien u. gespreizten Hierereien des Apuleius, seine Manieriertheiten und Marokken, die ihn seltsamste Satzgefüge und degenerierte Wortgebilde erklimmen läßt, in diese Krankheiten verbohrt sich Schäffer mit erstaunlicher Konsequenz, bis ers auf diesem Gebiet zur glänzendsten Routine bringt. Der unvorbereitete Leser ist zunächst angefohrt von diesen Abnormitäten der Superlative und Verkleinerungen, wenn er immer wieder auf „Gässulein“ und „Pritschulein“, „Greihulein“ und „Gärtulein“ stößt, ohne daß ein äußerer Grund für diese Deminutionen vorläge. Wirkliche Fremdwörter werden auf Schritt u. Tritt eingestreut: „Pflicht deiner ehrwürdigen Bonität“ — „Insolenz von Gewissen“. Präkäre Stellungen, latinisierende und romanisierende Konstruktionen unterlaufen, und die rasch erkannte Absicht wirkt mit solchem Witz, mit solcher Eleganz, daß auch der verknöcherte Spezialist des lateinischen Afritaners in Freude schwimmen muß über so schlagkräftiges, so ganz intim nachfühlendes Schaffen des Uebersetzers. Auch wer mit antiker Rhetorik, mit den Gelesen dieser Kunststrolche nicht bekannt ist, er ahnt schon, was der Autor des Originals da und dort sprachlich verbroschen haben mag; diese Verballhornungen und Schwülste in Schäffers Deutsch wirken wie knallende Bonmots. Nur kann

man nicht weite Strecke auf einen Sitz in sich schlingen. Das verdirbt den Appetit. Wie auch Apuleius lateinisch in Menge aufgenommen als ungenießbar, widerlich, langweilig empfunden wird. Sogar da erreicht Schäffer sein Vorbild. Glanzpunkte bilden die famosen Burlesken und Grotesken des Abenteuerromans, Kulmination des Ganzen aber: die entzückende Wiedergabe der Szene von Gros und Pische. Der Leser (möge er sich in potenziertem Numerus einstellen) wird gewiß diesen immerhin gemilderten und gezähnten Apuleianischen Esel mit Begeisterung, Bewunderung und unvermindertem Amüsament genießen. Töchterpensionate freilich — et hoc genus omne — sind gleichzeitig allen Ernstes vor katastrophalem Betreten dieses nicht ungefährlichen Hortulus deliciarum gewarnt. Das Buch ist erschienen im Inselverlag: „Des Apuleius sogenannter Goldener Esel“.

Wenn schon immer der Versuch gemacht wurde, fremdsprachlichen Autoren eine parallelgesetzte Uebersetzung mitzugeben (man denke an Scheffel-Holders Waltharilied, an die reizvolle Neuauflage des „Herondas“ von D. Crusius in der Umarbeitung durch Rud. Herzog, an den „Waltharius“ im Luxusdruck des Seidwollverlags, an die unten besprochenen „Bagantenlieder“ bei Eugen Diederichs, oder gar an die gewichtige Trippelfassung der „Lex Baiuvariorum“, in der Konr. Beverle Photographie des handschriftlichen Originals, lateinischen Text und Verdeutschung in Parallele gestellt hat), so möchte jetzt der Herausgeber der „Tusculum-Bücher“, Ernst Seimeran, München, diesen nutzbringenden Gedanken einmal systematisch zur Tat machen. Von der zugreifenden Mitarbeit weiter Leserkreise wird die Ausdehnung des Unternehmens abhängen. Bisher ist eine ganze Anzahl bekannter und unbekannter griechischer und römischer Schriftsteller und Dichter in einer hübschen zweisprachigen Bibliothek erschienen, die auch nach außen hin — lauter handliche Bändchen in Taschenformat — den besten Eindruck erweckt. Wenn der Inhalt der vorhandenen Nummern vielleicht etwas plan- und wahllos erscheint, so dürfte das an der Erwartung des Verlags liegen, die Sammlung möglichst vervollständigen zu dürfen. Von griechischen Tragikern ist Aischylos mit den jetzt viel gelesenen „Persern“, Sophokles mit „Antigone“ vertreten, beide Dramen in neuer Uebersetzung, für die G. Lange und L. Barthel zeichnen. Luktians „Tod des Peregrinus“ hat Wih. Nestle besorgt — der Name bürgt für die Güte der Arbeit; Plutarch läßt sich mit seinem erbaulichen und auch unterhaltigen Traktäthen über Kinderzucht vernehmen, die zwei letzten Bändchen sind mit modernem Buchschmuck ausgestattet. Eröffnet wird die ganze Serie durch Horaz mit dem Untertitel „D. zu rasen ist süß“ — ein vielversprechendes Programm, dem die im ganzen doch recht bieder gestimmte Uebersetzung nach Th. Kayser und D. v. Nordenflicht in Fr. Burgers Revision nicht unbedingt nachkommt. Sehr sympathisch wirkt die kleine Katull-Ausgabe. Ein reizendes Bändchen mit der überarbeiteten Nachdichtung Theod. Seydes: sie hat den Vorzug geschmackvoller Zuverlässigkeit. Eine Original-uebersetzung bringt wieder Ludw. Maenner in seinem „Liberius“ — das sind die Annalen des Tacitus, in 2 Bänden. Er sucht sich den Stil des Historikers irgendwie zu eigen zu machen und versteht es auch in seiner gesuchten Clarenart zu wirken. Auf Börtlichkeit wird verzichtet, die indirekten Reden wandelt Maenner meist in direkte um. Ich zweifle stark an der Berechtigung dieses Vorgehens. Daß man auch indirekt charakteristisch und unterhal-

tend erzählen kann, dafür ist etwa Riccarda Such im „Großen Krieg“ mit schlagendem Beispiel eingetreten. Aber Maenners Versuch ist in seiner zähen Durchführung nicht uninteressant, wenn ich auch in ihm nicht das Heil für ein Verständnis der Taciteischen Eigenart erkennen mag. Die ganze Sammlung aber ist geeignet, für die Antike wirksam zu werben: wer eines der schmucken Bändchen ersteht (sie sind wohlfeil genug), kann sicher sein, keine Niete zu ziehen. Für reifere Schüler dürften sie ein nettes Geschenk vorstellen. Sind das die „Tusculum-Bücher“, so verdienen einen kräftigen Hinweis nicht weniger die „Tusculum-Schriften“, kleine Fünzig-Pfennig-Hefte, in denen sich Gelehrte von Wissen und Ruf über allgemein interessierende Themen aus der antiken Welt äußern. Wilh. Kroll, der Breslauer Ordinarius, schreibt, wie immer, besonnen und vorsichtig abwägend über Freundschaft und Knabenliebe, Franz Burger resümiert über die eben fast allzuoft angepackten „Antiken Mysterien“, ebenso über „Griechische Frauen“, Stemplinger behandelt populär einige Ausschnitte der alten Technik, und Böschel sammelt bezeichnende antike Urteile über Kunst und Künstler, eine anregende feil-letonistische Studie. Man wird die Hefte nicht enttäuscht wieder weglegen.

Ein besonderes Kapitel im großen Buch der Uebersetzungen bildet Thassilo von Scheffer, der unermüdete Pionier für Popularisierung der Antike. Mit einer stattlichen Zahl neuer Arbeiten steht er wieder auf dem Plan, nachdem er von seiner nützlichen, anregend erzählenden und reich illustrierten Darstellung der „Römischen Götter- und Heldensagen“ (Stuttgart) die zweite Auflage und von seiner vielgelesenen Homer-Übersetzung eine neue gekürzte Bearbeitung für die Jugend („Dreitürmbücherei“, Oldenbourg-München) hat erscheinen lassen. Vor kurzem erst brachte der Propyläenverlag Th. v. Scheffers Revision der älteren Seneca-Uebersetzungen aus der Metzlerischen Klassikerbibliothek, für die sich der tüchtige Ulmer Diakon J. Moser und der Stuttgarter Professor N. Pauly zum Zweck einer braven und zuverlässigen Verdeutschung zusammengetan hatten. Manche Uebersetzer des Seneca seit 1832 haben sich von ihrer Arbeit genährt. Kommt auch der famose Stil, die typisch aphoristische und oft so nervöse Diktion des rhetorisch geschulten Philosophen bei Pauly-Moser nicht entfernt zu ihrem Abbild, so verdient die gebiegene Ehrlichkeit der alten Uebersetzung nach nahezu 100 Jahren immerhin das schöne Gewand, in das der Propyläenverlag sie gehüllt hat. Viel schöner und interessanter freilich wäre es gewesen, hätte sich ein Könnner wie der neue Interpret des Homer und Nonnos an die ergebnisreiche Originalübertragung dieses eigenartigen, virtuosesten und subtilsten aller spätantiken Prosaikünstler gewagt. So hat er sich darauf beschränkt, eine schön gedruckte und sorgfältig überprüfte Neuauflage der alten Herren zu veranstalten, zwei stattliche Bände, die allen Liebhabern besinnlicher, beschaulicher und geistreicher Sentenzen aus Herz gelegt seien. Unvergleichlich wertvollere Eigenarbeit hat Th. v. Scheffer angewandt für die Nachdichtung eines einzig dastehenden, durch Kolossalwirkung überragenden Poeten der griechischen Spätzeit: des Nonnos, des letzten griechischen Epikers, der in Riesenmaßen eine Dichtung geschaffen hat von 48 Gesängen — einem Doppelst also von Ilias und Odyssee. Nonnos, der Heilige, feiert in seinem unheiligen Epos den Siegeszug des Dionysos. Noch kein Deutscher hat sich bis heute an die Uebersetzung dieses Verskolosses der „Dionysiake“ gewagt, dieser Mischgeburt von Mythologie, Theologie und Astralweisheit. Scheffer hat den Mut als erster aufgebracht, die spröde, schwer zu packende Dichtung, die oft selbst einer Wiedergabe in Prosa widersteht, metrisch zu verdeutschen. Das technische Vermögen dazu hat er mitgebracht, an seinem Homer erworben. Lang drohte das weit gespannte, ideal gedachte und nach außen hin gewiß „unrentable“ Unternehmen an der Zeitungskunst zu scheitern. Aber nun durch Subskription, durch die Bildung einer Nonnosgemeinde eine gewisse Sicherheit geboten scheint, schreitet die Riesenarbeit Scheffers rasch voran; in diesen Tagen ist bereits die 7. Lieferung der schönformatigen, klargedruckten Hefte herausgekommen, die schon dem Auge Genuß bieten. Das Werk als solches, das späte Gegenstück zu Homer aus dem Niedergang der Antike, dessen Züge es auch trägt, es eignet sich kaum, zur Unterhaltung in laufendem Zusammenhang gelesen zu werden. Dafür stellt es zu hohe Forderungen, die sich auch durch die knappen Anmerkungen des Uebersetzers nicht erledigen lassen. Aber der weitherzige Freund der Gesamtantike, der nicht auf die sogenannten „Klassiker“ verbohrt, der auch aus dem Niedergang die Gigantengröße herauszieht, er wird Genuß schöpfen aus den Epikoden, die er als auf sich selbst gestellte Kunstwerke nehmen kann. Scheffers Nachdichtung liest sich mühelos und fühlt sich glänzend in Art und Stimmung des Urtextes ein. Auch der Laie wird rasch erkennen, welche Mühsale die Wiedergabe gerade solcher Epik in deutsche Hexameter kostet und wie auf es v. Scheffer gelungen ist, diesen Versen immer eindeutigen Sinn, den besten Kommentar der Dunkelheit, zu geben und sie rhythmisch und klanghaft zu gestalten. Wer sich anaerzogen weis von der Geschichte der Mystik, theosophischer Spekulation, von Mythos und Astraldichtung, der wird an diesem Werk seine Freude haben, nicht we-

niger auch der Bibliophile, der es als Karität, als Unikum, als schönes Buch gern in seine Fächer stellen wird. Wieder in die Frühzeit der griechischen Dichtung aber führt Th. v. Scheffer zurück mit der Uebersetzung der alten Sammlung von hymnischen Dichtungen auf die olympischen Götter, die unter dem Titel „Homeric Götterhymnen“ bekannt geworden sind. Auch sie tragen neben dem Charakter der Verherrlichung ein stark episches Gepräge, vor allem die großen, hochpathetischen Lieder auf Apollon, Hermes, Aphrodite und Demeter. Aus jedem dieser Hymnen ist in Scheffers Nachdichtung ein poetisches Kabinetstück geworden, das allen philologischen Beigehmaß vollkommen abgestreift hat, der sonst den Bearbeitungen dieser Gedichte gern anhängt. Ihr dichterischer Wert tritt durch Scheffers verständnisvolle Wiedergabe plastisch hervor; ihre naive, spekulationsfreie Religiosität, ihr musikalischer Gehalt, all das findet in den deutschen Hexametern aus Scheffers dichterischer Werkstätte unverfälschtes Echo; der gesunde, ungekünstelte Ton dieser Verse rückt sie in nächste Nähe der homerischen Dichtung. Sie steht in einwandfreier Sprache, in künstlerischer Form auch weiten Leserkreisen vermittelt zu haben, ist ein wirkliches Verdienst des Uebersetzers, der dem schmucken Bändlein geeignete Worte der Einführung und Erläuterung mitgab. Der Verlag E. Diederichs, Jena, der durch seine antikenfreundliche Tätigkeit die Pflege der griechisch-römischen Literatur und Dichtung von jeher grundtätig und praktisch gefördert hat, war für die sympathische Ausstattung des Bändchens geschmackvoll besorgt: acht schöne Reproduktionen nach antiken Vasenbildern und Reliefs zieren die Hymnen als treffende Illustrationen der Stimmung. Mit gleicher Sorgfalt bedacht sind zwei andre Erscheinungen des Verlags, die in diesem Zusammenhang ein Wort verdienen, wenn sie auch in ganz andre Zeit und Gegend führen. Das sind zunächst die mittelalterlichen „Vagantenlieder“, die Proben geben aus den „Carmina Burana“ (d. h. einer Sammlung der Benediktbeuerer Handschrift in München), jenem „Kommersbuch“ des mittelalterlichen Studiosen und Vaganten. Da sind die entzückenden Gedichte und Anakreonten des „Erzpoeten“, des Archipoeta, den wir mit seinem eigenen Namen nicht kennen; der jene unsterbliche Vollandenbeichte aus weinfeuchter Seele gedichtet hat, die man jetzt in Robert Ulrichs Uebersetzung zugleich mit dem lateinischen Urtext genießen kann. Der Gedanke, gerade diese mittelalterlichen Verse eines sündhaft unklaffen, grammatikalisch lästerlichen Lateins der Uebersetzung beizugeben, hat sehr viel für sich. So ganz nachübersehen lassen sich diese Studentenimprovisationen doch nie; der Kundige wird immer wieder etwas enttäuscht von der teutschen Verfärbung sein, wenn er sich des Originals erinnert. . . jene berühmten Kommersbuchreime: Meum est propositum In taberna mori, Vinum sit appositum Morientis ori, sie gleich faszinierend und banal zugleich wiederzugeben, hat auch Ulrich nicht zurecht gebracht, so hübsch sich seine Nachdichtung dieser und aller übrigen Strophen liest. Das Buch ist ein wahrer Schatz von Poesien, ernster und leichtester, allerleichtester Art, und man wird es keinem modernen Studiosen irgendetwischer Fakultät ohne Erfolg und Beifall schenken; denn für jeden Juvenis, der die Mufen liebt, finden sich Goldkörner in seinen Blättern, irdische und himmlische Liebe, geistiger und leiblicher Durst, Hunger der Seele und des Magens, nichts von allem hat der liebenswerte Erzpoet und seine Sippe ausgelassen zu bedichten, zu bejauchzen, zu beklagen! Dem entsprechen die Illuminationen des schönen Buchs: acht Tafeln aus Bilderhandschriften zu Leipzig und Dresden schmücken in tadellosen Wiedergaben das Klar und warm gedruckte Bändchen, ein Zierstück des Verlags. . . Ich glaube nicht aus der Reihe zu fallen, wenn ich fast in einem Atem damit die Nachdichtungen „Altrussischer Kirchenlieder“ von Paul Uthaus anführe. Wer kennt diese seltenen und seltsamen Kleinodien einer unserm Westen fernliegenden Dichtung! Altrussisch heißen sie; in der Gegend von Kiew sollen sie entstanden sein, von dort aus weiterkolportiert durch wandernde Mönche; und heut noch werden sie in den russischen Waldkloster gesungen. Und doch dürften sie kein rein russisches Erzeugnis sein. Immer wieder tönt aus ihnen ein Motiv, springt aus ihnen eine Linienführung, die der Spätantike in byzantinischer Form angehört. Alle Verwandschaft mit dem Osten hat diese Urelemente nicht ganz verwischen können. Und vielleicht liegt gerade in ihnen das Unvergänglichste dieser Lieder, die in der eigenartigsten Vermengung von Urchristlichem und Paganismus, von Orient und Okzident ihr typisches Wesen finden. Das Gepräge der Texte ist durchaus ernst; der religiös suchende Mensch wird in ihnen rasch sich zu Haus fühlen, um so mehr, als der Uebersetzer sie mit außerordentlichem Geschick wirklich mundgerecht zu machen verstanden hat. Das Volkstümliche, das sich von ihnen nicht trennen läßt, kommt überall zum Durchbruch, ohne daß es irrend gekünstelt oder gemacht wirkte. Aus mittelalterlichen Handschriften hat der Verlag Diederichs eine Reihe von packenden Miniaturen mitgegeben, die alle das Wesen der Dichtungen selbst tragen und die Mischung Rusland-Byzanz nicht verleugnen. Das herrliche Bild der Gottesmutter von Wladimir eröffnet wie ein allesagendes Proogramm den Reigen: nur die bunten Farben fehlen, um vor die überwältigende Maria von San Donato in Murano zu versetzen.

Elfriede Vogel / Konrad von Reischach und die Königin von Mallorca

Getrieben von Abenteuerlust und Tatendrang, verließ Konrad von Reischach seine Heimat am Bodensee und zog um das Jahr 1174 in die Ferne, in den Süden, der von je auf die Deutschen mit starker Anziehungskraft wirkte und in jener Zeit besonders lockte. Mit geheimer Botschaft Leopolds von Oesterreich an Ludwig von Anjou beauftragt, wandte sich der Ritter nach Südfrankreich, wo der französische Herzog Hof hielt. Reischach stellte sich in den Dienst des Fürsten und wurde heimlich in der sonnigen Provence. Hier spielte sich in den folgenden Jahren sein romantisches Leben ab, seine Ehe mit der Infantin von Mallorca, die selbst bei reichster Phantasie nicht wunderbarer erfunden werden könnte.

Der laue Südwind spielte mit den Blättern der Bäume, in deren dürrigem Schatten ein blonder Reitknecht mit zwei Pferden hielt. Hinter dem Blätterwerk des Orangenhaines erhoben sich die Türme eines kleinen Schlosses. Dort weilte der schwäbische Edle in einer politischen Angelegenheit, die für ihn an sich unwesentlich war, aber das Anfangsglied einer künftigen Kette von Erlebnissen, Leiden und Freuden bildete. Ungebüldig scharren die Pferde, der Knecht fuhr aus dem Schlafe auf, in den ihn die süßliche Wärme versenkt hatte, aber Ritter von Reischach kam nicht, und Knappe und Pferde warteten und warteten.

In der mächtig großen Halle des Schlosses stand indessen der schwäbische Edle vor der Königin von Mallorca. Zwar hatte Isabella nie die Regierung des Landes, dessen Königin sie sich nannte, in Händen gehabt, nie die Krone von Mallorca getragen. Das Königreich ihres Vaters, Jakobs II., hatte einige Jahre, bevor dieser bei Luchmanor fiel, sein Selbständigkeit an Pedro IV. von Aragonien abgeben müssen, aber die Kinder dieses letzten Königs hatten auf die Erbrechte an das Reich ihres Vaters nicht verzichtet, und Isabella, die ein Jahr älter als ihr Bruder Jakob war, betrachtete sich auch ohne Land noch als dessen angetamnte Herrscherin. In schwarze Gewänder gekleidet, saß die Königin von Mallorca in einem der hohen holzgeschnittenen Stühle. Vor ihr auf dem Tische lag ein Pergament; ihre Hände ruhten in höflicher Beherrschung, nur leise durch ihr Beben innere Erregung veratend, in ihrem Schoße. Die Fürstin hatte ein schmales Gesicht, das durch die Aufregung noch blässer erschien, als die dunklen Haare es gezeichnet hatten. Ein schwermütiger Zug umschattete den Mund und verschleierte die schwarzen, fast zu großen, tiefen Augen. Diese Frau hatte in den siebenunddreißig Jahren ihres Lebens viel erlitten. Ihre Jugend war in Gefangenenschaft Pedros IV. freudlos dahingegangen, bis die Ehe mit einem viel älteren ungeliebten Gatten die Fesseln gelöst hatte, um ihr neue aufzuerlegen. Vier Jahre waren schon verflossen, seit sie ihren Gatten, den Markgrafen von Montferat, begraben hatte. Nach seinem Tode zog es sie in die Heimat zurück, und dieser Trieb war so stark, daß sie ihren Witwenfuß Montferat aufgab, ihre Söhne bei frommen Brüdern erziehen ließ und ihren Bruder bei seinen ehrgeizigen Unternehmungen, die alle auf das Ziel der endlichen Wiedergewinnung des verlorenen Königreiches hinausliefen, lebhaft unterstützte.

Seit einigen Tagen betrauerte sie nun den Tod dieses Bruders, der auf rätselhafter Weise verstorben war. Wenige Stunden vor seinem Tode, der ihn überraschte und als dessen Ursache geheime Verschwörung und Gift angenommen wurde, hatte Jakob III. den für seine Schwester unbegreiflichen Schritt getan, den Besitz des Königreiches Mallorca in die Hände des Anjou, der seit langem begehrtlich die Erobererhand darnach ausstreckte, zu legen. Im Auftrage des Herzogs stand Ritter von Reischach vor Isabella; er war der Ueberbringer dieser Verzichtsurkunde des Scheinfürsten von Mallorca, des Peramentis, das vor der Markgräfin von Montferat auf dem Tische sich rollte, und von dem sie nur die Augen erhob, um sie vor dem scharfen Blicke des Deutschen sofort wieder zu senken. „Ist das Papier echt?“ Die Fürstin wandte sich zweifelnd an den Edeln. „Ich sah selbst, wie Euer Bruder die Urkunde unterzeichnete“, entgegnete der schwäbische Ritter. „Und der Herzog verlangt, daß auch ich der Krone, die meinem Vater geraubt wurde, entsage und eine ähnliche Schrift abfasse?“ — „So ist es, Fürstin.“ Die Stimme der Markgräfin, bestimmt in ihren Fragen und Antworten, verrät dennoch einen leisen Anflug von Befangenheit, der ihr selbst fremd erscheint. Viel Unausgesprochenes schwebt in ihrem Schweigen und verkriecht sich uneingestanden im tiefsten Grunde ihrer Seele. Der Edle von Reischach hat in seinem Leben schon viele Frauen kennengelernt, durch die Ehe gebunden hat sich der Unruhvolle, von innerem Drange Umhergetriebene nie. Hier aber erwacht in ihm ein bisher unbekanntes, eine Leidenschaft, die mehr zu sein verspricht, als ein flüchtiges Begehren, die tiefer zündet als alle sonstigen Begehren, und die gemischt ist mit der Ehrfurcht, die ein edler Mann der edlen Frau gegenüber empfindet. Dies schwingt in seinen Worten mit, als er nach langen ergebnislosen Erörterungen, die ihm um so wertvoller sind, je mehr sie Gewähr bieten für die längere Dauer der Unterredung, um die Erlaubnis bittet, die Fürstin wiedersehen zu dürfen. Isabellas ernster Blick richtet sich einen Augenblick überrascht auf den stattlichen Deutschen; sie weist seine Bitte nicht ab. Das Tor fällt hinter Konrad von Reischach mit dumpfem Dröhnen ins Schloß, der Reitknecht erwacht und folat mühsam verschlafen seinem Herrn, dessen freudig raschem Trabe er kaum

folgen kann. Hinter dem Burgfenster errötet aber die Königin von Mallorca über sich selbst, daß sie den Blick nicht von der fernem Straße lösen kann, auf der noch eine leichte Staubwolke im Winde zerfliebt.

Nach wenig Tagen bereits führte der Knappe stundenlang den schwarzen Hengst auf der Straße unterhalb des Orangenhaines auf und ab, bald immer häufiger, zuletzt jeden Tag. So beharrlich hatte Konrad von Reischach noch vor seiner Festung gelegen, so geduldig hatte er noch nie um die Minne eines Weibes geworben. Das politische Geschäft, das er im Auftrage Ludwigs von Anjou bei Isabella erledigen sollte, zog sich erstaunlich in die Länge. Noch immer zögerte die Schein Königin von Mallorca, die Ansprüche auf das Reich ihrer Väter aufzugeben, um die ihr unglücklicher Bruder gekämpft hatte, diese Ansprüche wegzuzwerfen, die ihn die Stäbe seines eisernen Käfigs hatten zerbrechen lassen, in dem der unmündige Erbe des Reiches Mallorca die Jugend verbracht hatte. Hundert Jahre hatte das Königreich bestanden, sollte es nur diese kurze Lebensfrist unspannt haben? Und dennoch gab sie ihre Unterschrift zum Verzicht, bezwungen von dem Gesandten des französischen Herzogs. Was staatsmännische Ueberredungskünste nicht vermocht hatten, gelang dem deutschen Ritter durch persönlichsten Einfluß, durch die Liebe. In heimlicher Feier besiegelte der Priester, Heinrich Bayler von Konstanz, der Freund des Ritters, den verborgenen Lebensbund der letzten Königin von Mallorca mit dem schwäbischen Edeln, und am folgenden Tage lag auf dem Tische des Anjou ein Pergament mit dem Verzicht auf die Krone von Mallorca.

Isabella blühte auf im Glücke der neuen Lebensgemeinschaft. Ihre Seele, lange erstarrt in Glücklosigkeit, Leidensfülle und ungestillter Sehnsucht, erschloß sich langsam dem Lichte, ihre Augen, die das Weinen verlernt hatten, da Tränenströme nicht hinreichten, ihren Schmerz seit frühesten Jugend zu lösen, leuchteten in froherem Glanze, ihre stets schmalen Wangen färbten sich in der Gabe einer warmen Liebessonne. Und dennoch hatte sie nicht die Gabe, dem Gatten die volle Erfüllung ihrer unbewußten Hoffnungen zu offenbaren. Zuviel hatte sie in ihrem Leben in sich zurückdrängen müssen, zu wenig des Glückes und der Freude hatte sie genossen, als daß sie andern davon mitzuteilen gewohnt gewesen wäre. So verbarg sie ihr geheimstes Empfinden für den deutschen Gemahl tief in ihrem Herzen und vermied schon jeden Ausbruch eines aufwallenden Gefühls. Sie erschien jünger, mädchenhafter und scheuer, als sie je in ihrer Jugend gewesen war, da ihr die Reize des vierten Jahrzehnts alles beiseite, was ihr das zweite vorzuziehen hatte. Keines der Kinder, die sie dem Markgrafen Johannes Paläologus geboren hatte, war mit solcher Inbrunst erwartet worden wie der Sohn des Ritters von Reischach. Damals war Pflicht gewesen, was jetzt seligstes Geben war. Jetzt lebte sie bewußt und glücklich, und das Vergangene lag wie ein Traum hinter ihr.

Konrad von Reischach hätte selbst nie geahnt, daß eine Frau ihn so vollkommen erfüllen konnte wie Isabella. Auch er lernte das Glück selbster Erdenngemeinschaft erst jetzt kennen, da er dem Alter von 50 Jahren sich näherte. Ritterlichkeit gegen die Frauen, bisher höfische Form, ward ihm zum unwiderstehlichen Herzensbedürfnis gegen Isabella. Der wilde und ungestüme Kämpfer wurde sanft und geduldig vor der spät erwählten Gattin, er wurde zart und feinfühlernd, wenn er mit ihr zusammen war, Eigenschaften, die ihm zuvor fremd gewesen waren. Er empfing seinen Sohn, der ihm nach einjähriger Ehe geboren wurde, wie ein Wunder in Ehrfurcht und erblickte in ihm den Stammhalter eines edlen Rittergeschlechtes, in dem das Blut Aragonis, Mallorcas und Schwabens in glücklicher Mischung in die Zukunft hinüberfließen sollte.

So vergingen Jahre des Beisammenseins. Zwar rief päpstliches Gebot den Ritter mehrere Male von der Seite seiner Gattin, um ihn in die deutsche Heimat zu Leopold von Oesterreich zu entsenden. Seit Clemens VII. in Avignon ungewollt Hof hielt, stand Konrad von Reischach im Dienste der Kurie und vermittelte den politischen Verkehr mit den Gönnern des verbannten Papstes, doch hatte in früheren Zeiten Wandertrieb den schwäbischen Ritter in die Weite gedrängt, so ersuchte er auf seinen nunmehrigen Fahrten, selbst auf seinem Stammsitze Juranau, den er für wenige Tage wieder sah, die Ruhe ehelicher Zweisamkeit in der Provence, wo Weib und Kind ihm des Glückes letzte Vollendung boten. Wäre er grüblerisch veranlagt gewesen, so hätte er fürchten müssen, daß solches Glück, wie ihm beschieden wurde, ein jähes Ende finden könne. Doch er nahm in gesunder Lebensfreude sein günstiges Geschick hin und zweifelte nicht an der Zukunft.

Anderes Isabella. Von Natur schwermütiger veranlagt, durch die furchtbaren Erlebnisse ihrer Kindheit und Jugend ernst gestimmt, dünkte ihr oft das Glück mit einem Male zu verschwenderisch über sie ausgegossen, als daß sich solches Uebermaß nicht noch rächen müßte. So blieb sie zurückhaltend, wenn ihr Gatte sorlos heiter und jugendlich lebhaft seiner Freude Ausdruck verlieh. Bisweilen verdross es den lebensfrohen und aufrechten Schwaben, wenn sein heiterer Blick ihren ernsten Augen begegnete. Leiser Argwohn gegen ihre Treue keimte dann in ihm auf, ward aber ebenso schnell wieder verschluckt durch die hingebende Güte ihres Wesens, die ihm erneut ihre unveränderte Liebe bewies.

Da fiel in den September des Jahres 1384 ein Ereignis, das bedeutungs- und schicksalvoll wurde für die Ehe des deutschen Ritters mit der ehemaligen Erbin von Mallorca: Ludwig von Anjou, an den alle Ansprüche auf das Königreich verbrieft waren, starb. Kaum erfuhr Isabella von seinem Tode, als sie neue Hoffnung schöpfte auf den Wiedergewinn des väterlichen Erbes. Vielleicht lebte in ihren geheimsten Gedanken der Wunsch, den geliebtesten Sohn Michael von Reischach auf dem Throne von Mallorca zu sehen. Sie erhob erneut Anspruch auf das verwaiste Land, als auch von Seiten der Armagnacs Ansprüche geltend gemacht wurden. Isabella wurde zur leidenschaftlichen Kämpferin für das väterliche Reich, obwohl ihr Gatte vorsichtig und zurückhaltend ihre Pläne einzudämmen suchte. Das königliche Blut der Aragonesen, ihr mütterliches Erbe, wachte neu in ihr auf und verfocht seine Rechte mit dem angeborenen Stolze. Es entspann sich ein lebhafter Streit mit den Armagnacs. Während Isabella als Gefangene am Hofe Pedros IV. von Aragonien heranwuchs, stellten sich verschiedene Freier ein, darunter auch ein Graf von Armagnac, der damals die Zuneigung der jungen Königstochter fand, aber von Pedro abgelehnt wurde. Mit dem ehemals abgewiesenen Grafen verhandelte nunmehr die Gemahlin Konrads von Reischach. Der schwäbische Ritter beobachtete ungern die Beziehungen zu den Armagnacs. Redefreudige Zungen setzten ihn auch bald in Kenntnis von der einstigen Brantwerbung.

So war sein Argwohn auf das lebhafteste erregt, als ihn im Vorzimmer des Papstes Heinrich Bayler aus Konstanz, gleich ihm Gesandter der Kurie, beiseite nahm und ihm aus freundschaftlichster Besorgnis eine Mitteilung machte, die alle Befürchtungen zu übertreffen schien. Der Graf von Armagnac hatte beim heiligen Vater behutend geforscht, wie Clemens sich zu verhalten gedente, wenn der Antrag an ihn gestellt werde, die Ehe der Erbin von Mallorca mit dem deutschen Ritter ungültig zu erklären. Der Franzose hatte betont, daß Avignon in Frankreich und nicht in Oesterreich liege, daß der Papst weniger die Gunst Leopolds von Oesterreich, dessen Günstling Ritter von Reischach war, als das Wohlwollen französischer Fürsten sich zu bewahren habe, und daß nothfalls dem päpstlichen Entschluß Gewalt angetan werden könne. Diese sorgsam und unzweideutigen Erkundigungen hatte der getreue Heinrich Bayler am Tage zuvor erfahren und fühlte sich verpflichtet, den Freund, dessen Ehe mit Isabella er selbst geweiht hatte, zu warnen. Indessen war der Graf Armagnac bei Isabella und drang von neuem in sie, die Ansprüche auf Mallorca ihm zu übertragen. Die Gattin Konrads wollte entgegen, daß sie nicht darauf verzichten werde, daß sie der ewigen Drängerei müde sei, daß er ihr lästig falle, daß er mit weiteren Besuchen keine Handbreit Boden gutwillig von ihr übergeben bekomme, als Ludwig von Armagnac ihr die Rede abschchnitt und ihr erklärte, daß eine gütliche Lösung der Streitfrage sehr wohl möglich sei. Clemens VII. sei bereit, ihre Ehe mit Konrad zu lösen. Er, Ludwig von Armagnac, wolle auf die Ansprüche auf Mallorca verzichten, wenn sie ihm diese Ansprüche als Mitgift mit in die Ehe brächte. Er wies darauf hin, daß er aus dem königlichen uralten Hause der Merowinger stamme, daß die Verbindung mit ihm ihrer würdiger sei als die Ehe mit dem hergelaufenen schwäbischen Ritter. Da stand Isabella auf, empört von diesem unaehuerlichen Ansuchen. Um der Dual ein Ende zu machen, die der Antrag des Franzosen ihr bereitere, setzte sie ihren Namen unter die Urkunde, die Ludwig von Armagnac ihr so oft zur Unterschrift geboten hatte. Sie warf ihm das Blatt und damit das Königreich Mallorca vor die Füße und wies ihm die Thür. Hastig riß der Franzose das wertvolle Dokument an sich, das ihm die Herrschaft über das beachtete Königreich für immer sicherte und verließ das Schloß, Triumph in den Augen.

Isabella wartete ungeduldig auf den Gatten. Sie lehnte sich nach einem gültigen Worte nach der Bitterkeit dieser Stunde. Am späten Abend kehrte Konrad heim. Er hatte in einem wilden Ritt seine aufgewühlten Gedanken zur Ruhe bringen wollen. Mit finstern Gesicht ging er an Isabella vorbei, die ihm in die Halle entgegen gekommen war. Stockend brachte Isabella die Worte hervor, daß sie auf Mallorca verzichtet habe und schrak zurück vor dem eisigen Hohn, der aus seiner Stimme klang, als er kurz fragte: „Seid Ihr nun ganz einig?“ Sie verstand nicht, was er sagen wollte, und fand nicht das Wort, das den irrigen Argwohn Konrads hätte aufklären können. Traurig suchte sie ihr Gemach auf. In dieser schlaflosen Nacht drängte es sie einige Male, den Gatten aufzusuchen, ihm den Vorgang des Nachmittags zu erzählen und sich Aufschluß geben zu lassen über sein seltsam verändertes Wesen. Aber so oft dieser Wunsch kam, sie brachte es nicht über sich, ihm zu folgen. Gegen Morgen schlief sie ein und schlief so fest und tief in völliger Erschöpfung, daß sie nicht hörte, wie Leben im Hause sich regte, wie schwere Schritte durch die Halle gingen, wie im Hofe Hufschlag die morgendliche Stille zerteilte und sich auf der Straße verlor. Als sie erwachte, war Konrad von Reischach mit dem Knaben Michael auf dem Wege nach Deutschland. Der Boden, den er zur Heimat Erde hatte machen wollen, schien unter ihm zu schwanken in trügerischer Unsicherheit, und er besaß sich, ihn zu verlassen. Die fremde Masse, die er vertrauensvoll in seinem Weibe geliebt hatte, ward ihm verhaßt, da er sich von Isabella betrogen glaubte. Er wollte die Treulose nicht mehr sehen. Der Papst, dem er den Dienst eid geschworen hatte, wollte ihn preisgeben persönlicher Vorteile wegen, er sagte sich von ihm los. Fast ohne Nachritt er der deutschen Heimat entgegen.

Isabella aber wartete und wartete auf seine Rückkehr. Sie konnte nicht glauben, daß ihr Glück ein so jähes Ende gefunden habe. Aber weder Gatte noch Sohn kehrte heim. In trostloser Einsamkeit verbrachte sie ihr Leben, das sich noch lange, allzulange dahinzog. Nie mehr kam Botenschaft zu ihr von Konrad und Michael. Sie waren für sie spurlos versunken.

Ludwig von Armagnac konnte den Besitz des Königreiches Mallorca nicht lange mehr genießen. Zu Beginn des neuen Jahrhunderts wurde er ermordet. Sein Sohn Bernhard schien seinem Geschlechte einen gewaltigen Aufschwung zu höchster Macht sichern zu sollen, fand aber zehn Jahre nach seinem Vater einen gewaltigen Tod, und das Haus der Armagnacs starb aus, ehe das 15. Jahrhundert zu Ende ging.

Der schwäbische Ritter aber war heimgekehrt an den Bodensee und sah den Sohn der verlassen und — wie er glaubte — treulosen Gattin zum Mann heranwachsen. Die Heimat hatte wenig Reiz mehr für ihn, sein Sinn lebte im Süden.

Noch unruhvoller als der Vater gewesen war, zeigte sich Michael. Auch er fand nicht den Weg zu ruhiger Häuslichkeit. Ein Bürgermädchen in Biberach wurde die Mutter seiner beiden Kinder, denen er nie Vater war, und mit denen ihn kein Gefühl der Zusammengehörigkeit verband. In den lebhaften Jahren des Konstanzer Konzils fand sein Dasein einen jähen Abschluß. Ein Dolchstoß, aus ritterlicher Hand gezückt, machte dem Sohne der letzten Königin von Mallorca ein Ende, und wenige Monate später starb Konrad von Reischach, gebrochen durch den Tod seines Sohnes. Die illegitimen Kinder Michaels fanden im Kloster die Ruhe, die ihrem Vater und Großvater geblüht hatte. So löschte das Schicksal das Geschlecht, das in Konrad von Reischach und der letzten Königin von Mallorca seine Stammeltern erkennen sollte, von der Tafel des Lebens.

(Wal. Zeitschrift für die Geschichte des Oberrheins, Band XIX, 1904, Prof. Dr. S. Finke, Die Ehe Konrads von Reischach mit der letzten Königin von Mallorca.)

Victor C. Gebhard / Zwei Gedichte

Madonna im Schnee

Schneeflocken taumeln aus der kalten Leere
zur mütterlichen Welt, der sie vor Tagen
wolkend entflohen in das Eis der Sphäre,
irrende Kinder, die nach Hause fragen.

Und Stille breitet ihre Wehmutschwingen
ins mittägliche Land, in das ich schreite,
einsamer Wünsche traurig-schönes Klagen
tief unterm weißverwelkten Winterkleide.

Mit einem Mal steht da im Nieselfange
des Flockenfalls, zärtlich in Stein gehauen,
ein Muttergottesbild am Hügelhange,
voll klarer Schönheit, wie die edlen Frauen
alter Gemälde. Dankbar steh ich lange
und finde das Zufriedensein im Schauen.

Dezember

Die Bogenlampen brennen jetzt schon lang vor Abend
und selten schwingt ein Sonnenlächeln noch
in die Erstorbenheit der Gärten. Kummer habend

verhüllt die Erde sich mit grauen Wolkentüchern
und friert. Es träumt sich nun so eigen schön
am langen Abend über stillen Wunderbüchern.

Die Kinder haben nur noch eine große Frage . . .
Man fühlt, daß bald ein Leuchten fallen muß
in die Verlassenheit der dunkeln Tage.